

Alltag bestimmt den Umgang mit Medien

Soziale Benachteiligung hat Auswirkungen auf das Medienhandeln

Theoretisch bietet das Internet jedem, der über einen Computer mit Internetanschluss samt Flatrate verfügt, ein riesiges Bildungsangebot. Hat sich die Pädagogik vor einigen Jahren noch darum gesorgt, dass nur Jugendliche mit Internetzugang davon profitieren, während die leer ausgehen, die finanziell weniger zur Verfügung haben, ist das angesichts immer weiter fallender Preise für Computer und Datenkommunikation inzwischen nicht mehr das

bestimmende Problem: In allen Schichten liegt die Möglichkeit, das Internet zu nutzen, inzwischen bei nahezu 100%. Die Hoffnung jedoch, dies würde zu einer Initialzündung für Bildung und Ausbildung bei denjenigen führen, die bisher mangels Einkommen und Bildung der Eltern in der medialen Diaspora lebten, hat sich nicht erfüllt. *tv diskurs* sprach darüber mit Dr. Nadia Kutscher, Professorin für Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen in Aachen.



Sie haben sich in den letzten Jahren mit dem Zusammenhang von Armut und Mediennutzung bei Kindern und Jugendlichen beschäftigt. Was war der Auslöser dafür?

Angefangen hat das im Jahr 2002 mit dem Projekt „Jugend ans Netz“ vom Bundesfamilienministerium, für das wir die wissenschaftliche Begleitung übernommen hatten. Damals ging es darum, dass möglichst alle Jugendlichen Zugang zum Netz und Angebote im Netz bekommen. Es ging uns also auch um die Perspektive Bildungsteilhabe und gesellschaftliche Teilhabe. Besonders haben wir uns noch einmal mit den Jugendlichen beschäftigt, die nicht selbstverständlich dabei sind, und dazu innerhalb des Projekts weitere Forschungen durchgeführt. Inzwischen hat sich quantitativ schon einiges getan, denn heute liegt der Anteil der Verfügbarkeit von Internetzugängen für Jugendliche laut JIM-Studie knapp unter 100%. Allerdings haben sich die Unterschiede bezüglich des Verhältnisses von Bildungsgrad und Internetnutzungsgewohnheiten entlang von Bildungsungleichheiten relativ wenig verändert.

Um welche Jugendlichen ging es bei Ihrer Forschung und wie hoch ist ihr Anteil an der Gesamtzahl der Jugendlichen?

Die Gruppen, über die wir sprechen, wenn es um sozial benachteiligte Jugendliche geht, sind in der Regel Schüler von Haupt- oder Förderschulen. Ihr Prozentsatz bewegt sich also in dem Rahmen, wie Jugendliche an diesen Schulformen vertreten sind. Entsprechend lässt sich dieses Problem in Deutschland ziemlich genau entlang dieser formalen Schulgrade festmachen. Aus verschiedenen Studien wissen wir, dass es einen engen Zusammenhang zwischen den Ressourcen, die im Lebensalltag vorhanden sind, und der formalen Schulbildung gibt. Die Benachteiligung machen wir zu einem Teil am Einkommen fest. Wir arbeiten mit den Vesterschen Bildungsmilieus. Dadurch wird deutlich, dass es zwar einerseits um materielle Ressourcen geht. Andererseits legen wir aber auch Bourdieus Habitus-Begriff zugrunde. Danach gibt es viele Ebenen, die sich eher zwischen den Zeilen bewegen, also das, was er

Geschmack nennt, was im Alltag relevant ist – also von Praxen, die in diesen Milieus wichtig und auch hilfreich, die aber gesellschaftlich weniger anerkannt sind. In diesem Kontext spielt sich die Frage nach Ressourcen in Bezug auf Bildungsteilhabe in der Gesellschaft ab. Dazu gehören auch soziale Netzwerke, die eine bestimmte Positionierung innerhalb der Gesellschaft ermöglichen. Bezüglich des Medienumgangs ist das insofern von Bedeutung, als dass diese Netzwerke den Gebrauch und das Verständnis von Medien mit prägen, indem sie über die Medien hinaus Wissen und weitere Nutzungsmöglichkeiten zugänglich machen können. Das kann sich dann u. a. auch in der Bandbreite der Mediennutzung zeigen.

Kann man den Zusammenhang zwischen Mangel an finanziellen Ressourcen und Bildungsbenachteiligung tatsächlich so einfach herstellen? Schließlich gibt es heute auch viele Akademiker, die keine Arbeit finden.

Aber die schicken ihre Kinder trotz allem aufs Gymnasium. Der Zusammenhang der materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen lässt sich nicht wirklich entkoppeln. In diesem Zusammenhang muss man sich natürlich auch fragen, warum es sich die von Ihnen beschriebene Gruppe leisten kann, ihre Kinder auf das Gymnasium zu schicken, also welche weiteren Ressourcen hier trotzdem zur Verfügung stehen, die in sozial benachteiligten Haushalten nicht oder weniger verfügbar sind – z. B. ein bestimmter Habitus, der Bildungsinvestitionen anders bewertet. Es gehört zu ihrem Lebensentwurf dazu, dass die Kinder – wenn möglich – das Gymnasium besuchen, statt schnell einen Beruf zu erlernen, um selbst Geld zu verdienen. Das hat mit der Erfahrung erfolgreicher Bildungsbiografien verbunden mit einem verfügbaren entsprechenden Habitus, mit der darauf aufbauenden Wertschätzung von Bildung und entsprechenden Lebenswegen zu tun. In diesen Milieus wird Bildung als Wert an sich betrachtet. Das ist allerdings davon abhängig, inwiefern diese Bildung reale Möglichkeiten für ein besseres Leben eröffnen kann – und das ist, wie wir wissen, entlang von Milieugrenzen unterschiedlich verteilt. In Akademikermilieus scheint grundsätzlich eher realisierbar, dass die eigenen Kinder mit einer guten Ausbildung tatsächlich auch Aussichten auf eine erfolgreiche Berufsbiografie mit entsprechenden ökonomischen Vorteilen haben. Es reicht also nicht, für die Benachteiligten einfach die Bildung zu erhöhen, wenn bei ihnen nicht gleichzeitig die Vorstellung vorhanden ist bzw. sie die Erfahrung machen, dass man durch Bildung die Lebenssituation auch real verbessern kann.

Woran liegt das? Geben Eltern in bildungsbenachteiligten Familien bei der Jobsuche möglicherweise schneller auf und haben deshalb Schwierigkeiten, von ihren Kindern Disziplin und Leistung zu fordern, ohne selbst in dieser Hinsicht Vorbild zu sein?

Das kann ich so nicht bestätigen. Es kommt zwar vor, dass die Eltern unter solchen Bedingungen nicht mehr diejenigen sind, die den Kindern ein gesellschaftlich erwartetes leistungsorientiertes Verhalten abfordern, aber das ist erstens nicht durchgängig so – und man kann ein solches Verhalten auch nicht an einer Schicht festmachen. Vielmehr kommt es auch hier darauf an, ob Eltern die Erfahrung machen konnten, dass es sich lohnt, in Bildung und bestimmte Lebensperspektiven zu investieren. Weshalb soll man sich weiter anstrengen, wenn man durchweg die Erfahrung macht, dass die Gesellschaft einen nicht will bzw. im Vergleich zu anderen Maßstäbe angelegt werden, die man schwerer erfüllen kann? Wenn man schaut, was für Medien in diesen Haushalten stehen, so sind dort durchaus eine Reihe teurer Geräte zu finden. Dass man in verschiedene technische Geräte wie z. B. Play Station Portable oder DVD-Player und nicht in Computer und entsprechende, im formalen Sinn bildungsrelevante Software investiert, hängt nicht zuletzt von den Erfahrungen der Eltern ab, die einerseits möglicherweise den Kindern aufgrund ihres eigenen Hintergrunds wenig Hilfe beim Erwerb qualifikationsorientierter Kompetenzen geben können bzw. sich darin nicht auskennen und andererseits feststellen, dass sie ihren Kindern in Bezug auf gesellschaftliche Teilhabe wenig Möglichkeiten eröffnen können und deshalb wenigstens versuchen, ihren Kindern materiell etwas zu bieten – auch wenn das Verschuldung bedeutet. Es ist klar, dass sich eine solche Erfahrung bei den Eltern festsetzt und auch an die Kinder vermittelt wird – übrigens genauso wie die Schulempfehlungen, die für bestimmte Kinder eher in Richtung Gymnasium gehen als für andere – weitgehend unabhängig davon, was sie können oder nicht. Die World Vision-Studie 2007 hat dies auch gezeigt: dass Kinder schon früh wissen, über welche Chancen sie verfügen, je nachdem, welchen Hintergrund an Ressourcen ihr Elternhaus hat. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, und es gibt natürlich auch eine gewisse Mobilität zwischen den Bildungsniveaus und -milieus, aber die Studien zeigen in den letzten Jahren sehr deutlich, dass die Abgrenzung eigentlich immer hermetischer wird. Der Umgang mit Medien bzw. der Erwerb auch medienspezifischer

Kompetenzen ist jeweils unterschiedlich bezüglich darauf, welchen realen Wert und welche reale Perspektive in Bezug auf gesellschaftliche, bildungsbezogene und auch materielle Ressourcen die Mediennutzung für sie eröffnen kann.

Bei dem Zusammenhang zwischen Bildungsmilieus und Medienumgang sind es also offensichtlich nicht die differierenden technischen Voraussetzungen, die den Unterschied ausmachen?

Nein. Unabhängig vom finanziellen Hintergrund und Bildungsniveau finden Sie in fast allen Familien Fernseher, DVD-Player, MP3-Player, Handy und inzwischen auch Computer mit Internetzugang. Nach der letzten JIM-Studie haben 96 % der 12- bis 19-Jährigen die Möglichkeit, ins Internet zu gehen, über die Hälfte verfügt sogar über einen eigenen Zugang. Was die Ausstattung angeht, sind die Unterschiede zwischen den Schultypen im Vergleich zum Vorjahr noch einmal deutlich geschrumpft. Die Situation des Zugangs hat sich also eindeutig verbessert. Heute sehen wir das Problem darin, dass der Umgang mit den Medien und die Selektion der Inhalte davon abhängig sind, wie dies angesichts des jeweils eigenen Lebensalltags relevant und sinnvoll erscheint. Vor dem Hintergrund der Erwartungen in der sogenannten Leistungsgesellschaft spielen Nutzungsweisen und Präferenzen, die von benachteiligten Jugendlichen praktiziert werden, keine Rolle oder werden zumindest nicht als Wert anerkannt. Diese Unterschiede im Umgang mit Medien scheinen sich zwischen den Bildungsmilieus zu verfestigen und werden nicht dadurch überwunden, dass inzwischen nahezu alle Jugendlichen Zugang zu den Medien haben. Damit werden natürlich auch die Unterschiede an Teilhabe an der Gesellschaft verfestigt. Wenn wir davon ausgehen, dass die Internetnutzung Teilhabe an der demokratischen Willensbildung bedeutet – schließlich gibt es eine Reihe Versuche, E-Government und E-Partizipation zu etablieren –, dann funktioniert das bei den bildungsbenachteiligten Jugendlichen nicht so einfach. Diejenigen, die bezüglich der Ressourcen privilegiert sind, sind in Beteiligungsinitiativen überrepräsentiert. Das belegen alle Studien, die es dazu gibt.

Das erinnert an die alte Debatte um die – medial bedingte – wachsende Wissenskluft: Die Dummen nutzen nur die Unterhaltung und werden somit immer dümmer, die Schlaunen nutzen die Informationen und werden dadurch immer klüger...

Ja, wobei es nicht nur um die Aneignung von Informationen geht. Es geht auch darum, wer welche Themen setzen, wer welche Interessen durchsetzen kann und an wem sich bestimmte Inhalte im Netz orientieren.

Versuchen wir, das noch einmal zu konkretisieren: Besteht der Unterschied darin, dass Jugendliche aus benachteiligten Schichten eher nach Unterhaltung suchen oder nach Reizen, die eine spannende Alternative zum tristen Alltag darstellen?

Verschiedene Studien belegen, dass bei Jugendlichen aus benachteiligten Schichten Zeitvertreib und Unterhaltung die Hauptnutzungsmotive für Medienkonsum darstellen. Eine relativ neue qualitativ empirische Untersuchung von Stefan Welling bietet dazu interessante Auslegungen an. Welling sagt, dass dieses unterhaltungsorientierte episodische Handeln, das nicht daran orientiert ist, über einen längeren Zeitraum zielgerichtet und qualifikationsorientiert zu agieren, etwas mit der Erfahrung der benachteiligten Jugendlichen zu tun hat – einer Erfahrung, die darin liegt, dass auch dann, wenn man sich anstrengt und versucht, an diesen am Aufstieg orientierten Verhaltensweisen zu arbeiten, die tatsächlichen Chancen recht gering sind gegenüber denjenigen, die über mehr kulturelle und soziale Ressourcen verfügen. Aber die Studie macht noch einmal deutlich, dass diese unterhaltungsorientierte Nutzung eine Reaktion darauf ist, dass die Jugendlichen in ganz vielen Kontexten – auch in den schulischen und beruflichen – keine Anerkennung erfahren. Ihr Medienhandeln kann also als ein Versuch betrachtet werden, diese realen Erfahrungen durch eine andere, mediale Erlebniswelt zu kompensieren. Medien werden also benutzt, um kurzfristig positive Erlebnisse zu haben – weniger, um mittelfristig Information und Bildung zu erwerben mit dem Ziel, die beruflichen Chancen zu steigern.

Das könnte doch theoretisch auch positive Effekte haben: In einem Onlinespiel zählt nicht die Herkunft, jeder hat die Möglichkeit, durch schlichte Übung besser zu sein als andere – und damit Bestätigung zu erhalten.

Ja! Die Frage ist nur, was die Jugendlichen mit dieser Bestätigung anfangen können. Je nachdem, um welches Spiel es sich handelt, werden unterschiedliche Kompetenzen vorausgesetzt oder auch gefördert. Es wäre sehr interessant, anzusehen, welche Spiele von welchen Jugendlichen gespielt werden. So gibt es

Spiele mit extrem hohem Spaß an verbalem Ausdrucksvermögen – und ich vermute, dass diese eher von den gebildeten Jugendlichen gespielt werden. Es fragt sich also: Was kann man mit welchen Spielen an Kompetenzen fördern und ausbauen, wo bekommt man von wem dann Bestätigung, mit wem hat man es auch im Spiel zu tun? Innerhalb des Spiels, also einer sehr begrenzten lebensweltlichen Umgebung, tut Bestätigung sicher gut. Aber in Bezug auf gesellschaftliche Chancen stellt sich die Frage, ob diese Anerkennung auch von der Gesellschaft getragen wird. Unter Umständen kann die unterschiedliche Bevorzugung dieser oder jener Spiele auch die Funktion einer Distinktion haben: Die einen spielen dies, die anderen das – und so grenzen sie sich auch ganz deutlich voneinander ab.

Überrascht hat mich die Aussage eines Händlers, der mir neulich erzählte, dass die besonders harten Killerspiele vor allem von Gymnasiasten gekauft würden.

Das ist plausibel – Ego-Shooter werden von Gymnasiasten laut der Jugend-Werte-Medien-Studie von Boehnke/Rath 2007 bevorzugt. Auf der anderen Seite muss man sich auch anschauen, auf welchen Voraussetzungen Spiele aufbauen, welche Szenarien dabei eine Rolle spielen. Das wird deutlich bei dem Spiel World of Crime, das viel in Jugendzentren gespielt wird. Es basiert auf einer lokal wählbaren Verortung, einem Halbwelt-Szenario mit Mafia, Drogen und Prostitution, man erledigt Jobs und steigt dadurch auf. Das scheint Jugendliche, die aus dem Hauptschulmilieu kommen, stark zu faszinieren. Das spricht für die Theorie des Zeitvertreibs, aber auch dafür, dass Jugendliche Spiele spielen, deren Szenario zumindest potenziell näher an ihren realen Erfolgswelten liegt und vor allem Distinktion ermöglicht.

Ein stark unterhaltungsorientiertes Interesse sucht nach möglichst angenehmem Zeitvertreib bzw. angenehmer Gefühlsbestätigung. Eine differenzierte inhaltliche Auseinandersetzung und der Versuch, Anschlüsse zwischen den medialen Inhalten und dem realen Leben zu suchen, könnten zu kurz kommen.

Das ist sicher richtig. Allerdings möchte ich dieses Motiv, das zur Nutzung führt, auch noch einmal anders beleuchten. Wer ins Netz geht, um sich zu vergnügen und sich die Zeit zu vertreiben, setzt sich auch anders mit Hindernissen auseinander. Es spielt dann weniger eine Rolle, ob eine Information seriös

ist. Unter diesen Umständen muss man nicht kritisch mit Informationen umgehen, weil das nicht die Grundintention des Medienhandelns ist. Wer einfach nur ins Netz geht, um sich die Zeit zu vertreiben, wer von Seite zu Seite surft und mit Leuten chattet, die er nie vorhat, zu treffen, der hat konsequenterweise wenig Anlass, sich kritisch mit Inhalten auseinanderzusetzen.

Fast jede Frage, die sich in unserer Lebensrealität stellt, lässt sich – zumindest im Ansatz – schnell und kostenlos über Suchmaschinen beantworten. Genau diese Chance nutzen benachteiligte Jugendliche nicht, weil ihr Hauptmotiv nicht in der Wissensrecherche oder -aneignung liegt, sondern in der Unterhaltung?

Ja, das kann man so zusammenfassen, allerdings möchte ich das noch einmal erweitern: Es geht ja nicht nur um die subjektiven Nutzungsanlässe, sondern auch darum, in welchem Kontext die Nutzung eingebettet ist, also beispielsweise Anlässe, die von der Schule, von Bekannten und Freunden oder von den Eltern geschaffen werden. Es geht also immer auch um die sozialen Netzwerke und die kulturellen



Ressourcen, die solche Netzwerke mit sich bringen, in die eine solche Nutzung eingebettet ist. Allerdings nutzen benachteiligte Jugendliche – wie wir in einer Studie gezeigt haben – ebenfalls Suchmaschinen, nur anders, mit anderen Suchstrategien – und auch Gymnasiasten gehen aus Unterhaltungsgründen ins Netz, es gibt da also keine absolute Trennung.

Die digitale Spaltung, von der oft die Rede war, ist also keine materielle, sondern mittlerweile eine Spaltung in den Nutzungsmotiven und den daraus folgenden unterschiedlichen Selektions- und Verarbeitungsprozessen. Das macht es nicht gerade leicht, Maßnahmen zu entwickeln, um diese Spaltung aufzuheben. Was schlagen Sie vor?

Zunächst einmal: Die Medien selbst können es nicht richten. Sie spielen eine Rolle in einem größeren Zusammenhang, aber wenn wir darauf setzen, dass die Medien zu einer Veränderung dieses Phänomens beitragen, wird sich wenig ändern. Denn die Ursachen für diese Spaltung liegen in der mangelnden Bildungsteilhabe, also in Voraussetzungen, die außerhalb der Medien geschaffen werden. Auch die sozialen Netzwerke, das kulturelle Kapital oder bestimmte Interessen und Kompetenzen können von den Medien selbst nicht geschaffen werden. Wir müssen also außerhalb der Medien ansetzen. Wir müssen zunächst fragen: Was beschäftigt die Jugendlichen in ihrem Lebensalltag so, dass sie sich damit auseinandersetzen möchten? Wenn wir uns darauf einlassen – auch mit Medien –, wenn wir versuchen, darauf aufzubauen und dazu weitere Ressourcen zur Verfügung zu stellen, könnten wir eine Chance haben, etwas zu verändern.

Das klingt nicht wie eine Forderung nach spezifischen medienpädagogischen Maßnahmen...

Ja und nein. Es geht darum, umfassend anzusetzen, das bedeutet jedoch nicht, dass spezifische medienpädagogische Maßnahmen sinnlos wären. Aber diese Medienpädagogik muss anders sein, als wir das von früher gewohnt sind. Nicht mehr vor allem medienpädagogische Projekte mit fertigen Konzepten über einen längeren Zeitraum in einer Einrichtung, zu der die Jugendlichen kommen müssen! Wir müssen stattdessen in den Lebensalltag der Jugendlichen gehen. Wir müssen ihren Alltag als Ausgangspunkt nehmen – und neben allgemeinen pädagogischen Maßnahmen auch medienpädagogische Angebote machen. Das ist allerdings eine schwierige Aufgabe für die Medienpädagogik, denn sie muss

sensibel auf Alltagsrelevanzen reagieren. Sie muss sensibel Situationen aufgreifen und sie als ein Feld für medienpädagogische Arbeit wahrnehmen und nutzen.

Gehört dazu nicht auch die emotionale Botschaft an den Jugendlichen aus einem bildungsbenachteiligten Milieu: Du bist etwas wert, du bist akzeptiert, du kannst etwas schaffen, wenn du es willst und dich anstrengst?

Ja, genau darum geht es. Eine ganz zentrale Botschaft ist die Anerkennung ihrer Lebenswelten und Praxen. Auch in der Medienpädagogik muss die Vermittlung von Anerkennung im Mittelpunkt stehen – einer Anerkennung, die die Jugendlichen in vielen anderen Bereichen nicht bekommen. Das hat auch methodische Konsequenzen, denn es ist zu überlegen: Welche Methoden setzen was voraus, mit welchen Methoden werden implizit bestimmte Verhaltensweisen oder Vorlieben dieser Jugendlichen abgewertet und mit welchen Methoden werden sie angenommen? Diese Aufgabe hat sehr viel mit sozialer Arbeit zu tun, denn es geht auch darum, die Jugendlichen in ihrer Lebensbewältigung wahrzunehmen. Für viele der Jugendlichen, von denen wir sprechen, besteht ein Großteil des Lebens aus Kampf. Auch in Bezug auf die Vermittlung der Inhalte müssen wir sensibel vorgehen. Wenn wir von vornherein mit dem erhobenen Zeigefinger oder einer erzieherisch-pädagogischen Absicht beginnen, wird es nicht funktionieren.

Aber weder die Stärkung des Selbstwertgefühls noch die Medienpädagogik können erfolgreich sein, wenn wir unser Bildungssystem und die beruflichen Chancen nicht verändern. Also: Was muss jemand mitbringen, was wird von ihm erwartet, wenn er diesen oder jenen Beruf ausfüllen soll? Solange wir dies nicht auch strukturell und gesellschaftlich reflektieren und anfangen, es auch in medienpädagogischen Kontexten zu thematisieren, nutzt es wenig, wenn wir Anerkennung vermitteln, die aber letztlich angesichts eines exkludierenden Systems ins Leere läuft.

Wir hören doch immer wieder – sei es in Filmen, in Boulevardmagazinen oder in der allgemeinen Berichterstattung –, dass Menschen den Aufstieg von ganz unten nach ganz oben geschafft haben, weil sie an sich glaubten, leistungsbereit und dabei charakterlich integer waren. Enthalten solche Geschichten nicht letztlich auch die Botschaft: Du kannst es schaffen?

Das ist eine spannende Frage. Was man auf jeden Fall sagen muss, ist, dass es solche Biografien natürlich gibt, dass sie aber in ihrer Aussage keineswegs repräsentativ sind. In der Realität müssen benachteiligte Jugendliche eher erfahren, dass sich Leistung faktisch nicht lohnt und sie wenig solcher Chancen haben. Auch als Pädagogen befinden wir uns hier in einem Spannungsfeld: Müssen wir den Jugendlichen nicht eigentlich ehrlich sagen, wie gering ihre Chancen tatsächlich sind, damit sie lernen, mit dieser Wahrheit praktisch umzugehen? Oder sollen wir ihnen sagen, sie hätten die Möglichkeit, Erfolg zu haben, wenn sie leistungsbereit sind und ihr Leben selbst in die Hand nehmen? Das kann aber angesichts der Strukturen, wie sie nun einmal sind, auch zynisch sein. Sie sehen: Das ist eine ganz schwierige Frage! Wir können das nur auflösen, wenn wir den Jugendlichen tatsächlich reale Wege und Zugänge öffnen, indem wir als Pädagogen ihnen helfen, soziale Netzwerke zu erweitern. Aber wir können das nicht tun, ohne die Strukturen zu reflektieren, die sich ändern müssen. Den Jugendlichen Mut zu machen, ist sicher richtig und wichtig, aber es ändert tatsächlich nichts an ihren geringen Chancen, solange wir nicht auch an den Strukturen arbeiten.

Wenn wir aufhören, die Jugendlichen zu motivieren, sie anzutreiben, nur weil wir wissen, dass die Strukturen schwierig sind, kommt das doch einer pädagogischen Kapitulation gleich...

Ja, aber darf man anfangen, zu motivieren, wenn man genau weiß, dass das Ziel nicht erreichbar ist? Die Frage ist ja auch, wozu wir motivieren! Sollen die Jugendlichen gesellschaftskompatibel werden? Wollen wir mit einem emanzipatorisch-kritischen Fokus motivieren und sie dazu bringen, ihre Vorstellungen von einem bestmöglichen Leben zu entwickeln und zu realisieren? – Die Freiheiten, sich kritisch oder problematisch zu verhalten, haben Personen, die gesellschaftlich besser positioniert sind, viel eher. Denken Sie nur an den Vorschlag, den Kurt Beck vor einiger Zeit einem Arbeitslosen gemacht hat, nämlich sich erst einmal zu rasieren. Da werden bestimmte Verhaltens- und Kompetenzerwartungen formuliert, es wird eine Grundbedingung gestellt, überhaupt erst einmal an dem Spiel teilnehmen zu können. Diese Erwartungen bestehen gegenüber denjenigen, die mehr Ressourcen mitbringen, bei weitem nicht in diesem Maß.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.